

Das Land der Deutschen mit der Seele suchend : Bericht über eine ambivalente Beziehung

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **104 (1978)**

Heft 2

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

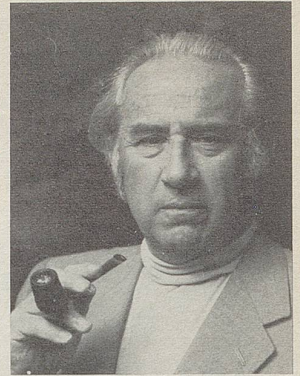
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hans Weigel

Das Land der Deutschen mit der Seele suchend



Bericht über eine ambivalente Beziehung

Ende Februar 1978 erscheint im Artemis-Verlag ein neues Buch unseres Wiener Mitarbeiters Hans Weigel. «Schon immer wollte ich ein Buch über Deutschland schreiben, ein freundliches, kein negatives, kein ambivalentes, nur gelegentlich ironisches und tropfenweise bitteres, aber im Grundton herzliches, gelegentlich sogar zärtliches Buch.» Im Herbst 1976 ersuchte der Artemis-Verleger den Autor, dieses Wunschbuch zu schreiben, über

Deutschland zu schreiben, weil er nach den Erfolgsbüchern «O du mein Oesterreich» und «Lern dieses Volk der Hirten kennen» ein Buch über das grösste deutschsprachige Land als konsequente Abrundung und Ergänzung betrachtete.

Der Nebelspalter bringt als Vorabdruck einige Kapitel aus diesem Buch in der Meinung, der Leser erhalte ein neuartiges, informatives Deutschlandbild.

Eine Sehnsucht

Ich habe zwei Weltkriege erlebt.

Ich weiss genau, wer den Ersten und wer den Zweiten angefangen hat. Ich weiss auch genau, wer den Ersten gewonnen und wer ihn verloren hat.

Aber von Jahr zu Jahr ist mir weniger klar, wer den Zweiten Weltkrieg gewonnen hat. Die Vereinigten Staaten? Eher nicht. Frankreich? Auch nicht unbedingt. Das Vereinigte Königreich? Gewiss nicht. Die Sowjetunion?

Und wer hat den Zweiten Weltkrieg verloren? Japan? Eher nicht. Oesterreich? Auch nicht unbedingt. Die Bundesrepublik Deutschland? Gewiss nicht. Italien?

Ich weiss nur eines ganz genau: Berlin haben wir alle miteinander verloren.

Um Berlin sind wir ärmer geworden, nicht nur wir, nicht nur die Deutschen, nicht nur Mitteleuropa, nicht nur Europa. Der Verlust Berlins ist ein Verlust, den das zwanzigste Jahrhundert erlitten hat.

Berlin war unentbehrlich. Wir kommen ohne Berlin nicht wirklich zurecht. Und das Verwirrende an der neuen Lage ist, dass dort, wo Berlin gewesen ist, immer noch eine Stadt liegt, die auch Berlin heisst.

In einer bestimmten Gegend meines Bewusstseins kann ich's bis heute nicht glauben, dass Berlin nicht mehr Berlin ist und nie wieder Berlin sein wird.

Hier hat Adolf Hitler den Zweiten Weltkrieg gewonnen.

Ich wohnte, als ich von Hamburg kam, zunächst in einer Pension am Nürnberger Platz. Der Nürnberger Platz von 1927 ist mir gegenwärtig geblieben. Und wenn ich heute mit der Berliner U-Bahn fahre und zu der Station «Nürnberger Platz» komme, sehe ich ein paar Meter höher oben in meiner Phantasie immer noch den Nürnberger Platz von damals. Alles Heutige muss ich zur Kenntnis nehmen, aber das Damalige ist stärker und drängt sich alsbald wieder vor.

Ich will den Platz an der Gedächtniskirche nicht ohne das Romanische Café sehen, die Gegend an der Potsdamer Brücke nicht ohne das Haus Potsdamer Strasse 123b, wo der Rowohlt-Verlag im ersten Stock und die «Literarische Welt» im dritten Stock zu Hause gewesen sind. Ich suche immer wieder vergeblich Strassen, Ecken, Häuser, Grundrisse. Ich weiss, dass die Vulgärverwendung des Terminus «schizophren» unrichtig ist, aber ich kann's nicht anders sagen . . . oder vielleicht doch:

Wir sehen mit jedem unserer beiden Augen ein anderes Bild, aber die Augen haben sich akkommodiert und bringen die beiden Bilder zur Deckung. In Berlin funktioniert das bei mir nicht. Die Akkommodation findet nicht statt. Ich sehe zwei Bilder und will nur das Bild sehen, das ich nicht sehen kann.

Was war das für eine Stadt!

Schöne Städte erkennt man daran, dass alles Hässliche nicht stört, weil das Schöne überwiegt und dominiert. In Berlin aber war alles hässlich – Ausnahmen: Gendarmenmarkt, die Palais an der Linden-Oper und das Charlottenburger Schloss . . ., aber das war unwesentlich. Berlin war Ergebnis der Reichsgründerzeit, des bismarckisch-wilhelminischen Grössenwahns. Wenn ich eine dieser Palastscheusslichkeiten in Hannover oder gar in Strassburg sehe, rufe ich: Pfui Teufel! In Berlin bin ich gerührt, und nicht nur in sentimentaler Erinnerung an meine Zwanzigerjahre, sondern schon damals.

Vielleicht ist's wirklich die Luft. Oder das Klima. Was ist das Gegenteil von Föhn? – Berlin.

Es waren damals vom Frühjahr 1927 bis zum Frühjahr 1928, es waren damals dumme Aeusserlichkeiten, unter anderem, oder vielleicht doch nicht . . ., man war noch stolz auf den starken Verkehr, auf das Strassengewimmel zu später Stunde. Berlins Lebendigkeit, Berlins höherer Blutdruck.

Berlin war nicht nur die Hauptstadt von Deutschland, Berlin war die Hauptstadt des Theaters, die Hauptstadt

der Musik, eine Hauptstadt der Künste, auch des Films. Berlin hatte keine verpflichtend belastenden Traditionen zu pflegen oder zu überwinden. Da war ein guter Baumeister namens Schinkel gewesen, da war die ehrwürdige Singakademie, da waren Spurenelemente der Vergangenheit ohne jede hypothekarische Belastung, da hatte der Militarismus aufgehört, und in den entstandenen Leerraum waren Kraft und Leben und Menschen eingeströmt. Was ist das Gegenteil von zentrifugal? – Berlin.

Ein verlorener Krieg und anschliessend auf der Verliererseite ein Wunder an Vitalität und Dasein, damals wie das nächstmal. Damals hat man leider Angst vor den Deutschen bekommen, statt gläubig zu werden. Diesmal sind die Deutschen Gläubiger geworden, und man buhlt um sie. Ein Bruchteil der Bundesrepublikaufwertung des Westens dreissig Jahr früher . . . , nein, man soll nicht politisch-konditional wunschträumen!

Der Chefredakteur bat einen Redakteur aus dem Nebenzimmer zu sich. «Herr Kollege, Sie wissen, dass ich liberal bin, ich habe auch nichts gegen Privatgespräche während der Arbeitszeit, aber das ist zuviel! Ueber eine halbe Stunde höre ich jetzt, dass Sie ununterbrochen ungarisch telephonieren!» – «Privatgespräche? Ich habe nur mit Berliner Redaktionen telephoniert.»

Berlin zog, Berlin sog Begabungen und Genies an sich. Regisseure, Schauspieler, Sänger, Schriftsteller, Arnold Schönberg, Franz Schreker, Max Reinhardt, Robert Musil, Alfred Polgar . . . und Kästner und Brecht . . . und Redakteure und Graphiker, darunter einen, der sie alle verewigt hat: den unübertroffenen Karikaturporträtisten B. F. Dolbin.

Was neu ist, wurde und wird als solches allüberall besonders zur Kenntnis genommen. In Berlin war alles neu und als solches selbstverständlich. Was ist das Gegenteil von Provinz? – Berlin.

Aber da ist die Rede von meinem Berlin der Jahre 1927 und 1928.

Ich war so sehr überwältigt, weil ich das alles nicht gewusst hatte. Berlin lag als grosse Spinne im preussischen Netz für uns in Wien irgendwo sehr nördlich, sehr gross, sehr «schnodderig», überheblich, eine Stadt, wo man «jut» statt «gut» und «Tach» statt «Servus» sagte. Die Stadt der Ullstein-Bücher, des Magazins «Uhu», die Stadt, mit der man Wilhelm Furtwängler und Bruno Walter und Max Reinhardt teilen musste, die Stadt, an die man mit etwas Argwohn und überheblichem Ahnenstolz dachte, und ohne Kenntnisse ihres Wesens.

Wien, Wien, nur du allein, sollst stets die Stadt meiner Träume sein . . . , aber Berlin war stets die Stadt des Wachens.

Und auch das Schauerliche war hier unentbehrlich. Die frühe Blüte der Homosexualität, die sich exhibitionistisch affichierte, Nachtleben und Unterwelt, dumme Piscator-Inszenierungen, die überschätzte Diva Fritzi Massary, schreckliche Klassikeraufführungen («Heinrich IV.» mit Klöpfer, Wegener, Deutsch), langweilig zelebrierter Naturalismus («Rose Bernd», von Martin inszeniert mit Käthe Dorsch – so fad!), aber: Werner Krauss, Grete Mosheim, Carola Neher, Curt Bois, Oskar Homolka, Fritz Kortner, Maria Koppenhöfer, Paul Bildt, Aribert Wäscher, Walter Franck, Rosa Valetti, Alban Bergs «Wozzeck», die Dritte Mahler unter Kleiber, die Sinfonietta von Janáček im Beisein des Komponisten, «Troilus und Cressida» von Heinz

Hilpert inszeniert, «Peer Gynt» von Berthold Viertel inszeniert . . .

. . . noch war ich durchaus Konsument, weit entfernt von der Chance, sogar vom Wunschtraum, dazuzugehören, befreundet nur mit ein paar jungen Kapellmeistern und Korrepetitoren der Staatsoper, ganz introvertiert, spät-pubertativ, heimlich schreibend, ohne zu wissen, was ich schreiben sollte (zwei Kleinigkeiten in einem Jahr erschienen, ein Gedicht im Kästner-Ton, vom «Tagebuch» angenommen, erschien dort leider nicht), die Ueberfülle der Anregungen tief einatmend, das Gefühl, ein Bestandteil dieser Stadt auf Zeit zu sein, in all meiner verwirrten Unsicherheit beseligt wahrnehmend.

Hätte wer immer zu den Fahnen gerufen, um Berlin gegen wen immer zu verteidigen: ich hätte mich begeistert am ersten Tag gemeldet.

Leider waren die Fahnen, zu denen dann in Berlin gerufen wurde, nicht derart, dass ich mich hätte melden können.

Ich war noch vor dem Ende von 1933 mehrmals in Berlin, so oft ich konnte, so, wie man sonst eine geliebte Landschaft immer wieder aufsucht. Ich wollte das Hier-zu-Hause-Sein wiedererleben, auskosten, ich wollte versuchen, ob es nicht doch eine Möglichkeit gab, hier zu arbeiten. Im Sommer 1932 zum letztenmal. Hätte ich damals eine Stelle gefunden, wäre ich gewiss, freudig und erfüllt, um diese Fünf-Minuten-vor-zwölf-Zeit nach Berlin übersiedelt. Ich riet, noch damals, allen Wiener Freunden, doch unbedingt nach Berlin zu gehen.

Im Vorfeld des Untergangs sah ich in der Berliner Reinhardt-Bühne eine schreckliche Inszenierung eines schrecklichen Stücks «Phaea» von Unruh. Aber da stand um die Mitte des Abends Grete Mosheim inmitten einer stillen Gruppe von Akteuren auf der Bühne und sang ein Lied, Text und Musik von Friedrich Hollaender: «Eine kleine Sehnsucht», eine süsse Melodie, der Text nicht frei von Kitsch:

Eine kleine Sehnsucht
Braucht jeder zum Glücklichein

. . .

Eine kleine Sehnsucht,
Ein flüchtiges Traumgebild,
Eine Sehnsucht, die sich niemals erfüllt.

Seit ich zum erstenmal, nach einem dortigen Jahr, von Berlin weggefahren bin, war die Stadt: eine Sehnsucht.

Seit ich damals, 1932, von Berlin weggefahren bin, war nun doch dieses Berlin die Stadt meiner Träume geworden.

Eine Sehnsucht, die sich niemals erfüllt.

***In nächster Nummer:
Papa wird die Firma
aufgeben müssen***